Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 17 (1991)

Heft: 1

Artikel: Hermeneutische Auswertungsverfahren in der empirischen Sozialforschung

Autor: Klauß, Henning

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-814852

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz. Z. Soziol. / Rev. suisse sociol., 1 (1991) 93–124

HERMENEUTISCHE AUSWERTUNGSVERFAHREN IN DER EMPIRISCHEN SOZIALFORSCHUNG

Leitfaden für eine systematische Beurteilung

Henning Klauß
Institut für Soziologie, Universität Oldenburg,
Ammerländer Heerstraße 114 ff., Postfach 2503, D-2900 Oldenburg

In den letzten Jahren sind eine Reihe von Ansätzen (weiter-)entwickelt worden, die eine methodisch geregelte Auswertung von Daten qualitativer Sozialforschung (insbes. Interviewtranskripte) ermöglichen; diese Vielzahl von Ansätzen bringt die Notwendigkeit der Auswahl mit sich und erschwert eine zureichende Rezeption des aktuellen Standes der Methodik, was in eine methodisch zu wenig reflektierte Forschungspraxis münden kann. Die Auswahl erweist sich aber oftmals als schwierig, weil es nicht das absolut beste und daher einfach zu übernehmende, sondern nur das für die jeweiligen Forschungszwecke angemessenste Verfahren gibt (ein Umstand, der nicht von der Notwendigkeit entbindet, dieses fallspezifisch zu konkretisieren). Die folgenden Ausführungen sollen weniger der Fortentwicklung von Methodik und Methodologie, als vielmehr der Vermittlung des Bruchs von methodologischen Einsichten einerseits und der real existenten Forschungspraxis andererseits zugute kommen, indem (1.) ein Leitfaden für die systematische Beurteilung bereits entwickelter Auswertungsverfahren im Hinblick auf die Anforderungen anstehender Forschungsprojekte vorgestellt wird. Anschließend wird (2.) die Funktion dieser Systematik exemplarisch vorgeführt.

1. Entwicklung einer Systematik zur Beurteilung von Auswertungsverfahren

Beurteilungen setzen Kriterien voraus. Wie können diese für den hiesigen Zweck formuliert und begründet werden? Jeder Erkenntnisvorgang, also auch ein Auswertungsverfahren, ist ein spezifisches, prozessuales Verhältnis von Subjekt und Objekt. Wesentliche Bestandteile dieses Verhältnisses und damit Kriterien zur Beurteilung solcher Verfahren sind die folgenden:

1. Gegenstandsbereich
2. Selbstverständnis bzgl. Erkenntnisinteresse

3. Forschungstechnik
4. Absicherung der Interpretation

Die Auswahl dieser Kriterien – ich hoffe, mit ihnen wesentliche Züge der Problematik sichtbar machen zu können – erklärt sich aus folgenden Überlegungen.

Der *Gegenstandsbereich* des Verfahrens ergibt sich zunächst aus einer Definition, die aufgrund von Erkenntnisinteressen, der Hypothesen und des wissenschaftstheoretischen Ansatzes vorgenommen werden:[1] Die Frage ist zum einen, welche Aspekte von (gesellschaftlicher) Wirklichkeit durch eine Methode in den Blick gerückt und welche möglicherweise verstellt werden. Sind z. B. manifeste Inhalte (Berelson 1971), „szenische Entwürfe" (Lorenzer 1977, 125) oder „latente Sinnstrukturen" (Oevermann et al. 1979, 353) der Gegenstand des Interesses? Zum anderen: Welche forschungspragmatischen bzw. wissenschaftstheoretischen Schwierigkeiten impliziert diese Methode und wie wird diesen ggf. begegnet? Dabei soll nicht nur der potentiell mögliche Gegenstand, sondern auch – gelegentlich ergibt sich das schon aus der Definition – derjenige erwähnt werden, an dem das Verfahren faktisch entwickelt worden ist. Ausgearbeitete Auswertungsverfahren können zwar durch methodische und methodologische Reflexionen bereichert und gestrafft werden, leiten sich aber nie nur daraus ab, sondern werden im Kontext eines konkreten Forschungsvorhabens entwickelt bzw. modifiziert. Die hierin erarbeiteten Reflexionen können und müßten sich durch Abstraktion mehr oder minder gegenüber ihrem Entstehungskontext und damit die Geltung gegenüber der Genesis verselbständigen. Dennoch ist es ratsam, die Genesis der Auswertungsverfahren gegenwärtig zu halten, um ggf. auf die Bedingtheit von Geltungsansprüchen reflektieren zu können. So kann es einen Unterschied machen, ob ein Auswertungsverfahren für Interview- oder historische Texte, für journalistische oder klinische Interviews entwickelt worden ist.

Selbstverständnis bzgl. Erkenntnisinteresse. Hermeneutische Wissenschaften stehen unter einem praktischen Erkenntnisinteresse: Sie intendieren zuverlässige Intersubjektivität, d. h. wechselseitiges Verstehen und Selbstverständigung, handlungspraktische Orientierung (vgl. Habermas 1973, 155 ff.). Die konkrete Gestalt dieses Erkenntnisinteresses spielt eine Rolle für die Konstitution,

1 Diese Vorgaben unterscheiden sich bei unterschiedlichen Autoren nicht nur im Hinblick auf ihre inhaltliche Fassung, sondern auch hinsichtlich dessen, wie unmittelbar sie in Kraft gesetzt, d. h. gegenüber dem Objekt zur Geltung gebracht werden. Qualitative Auswertungsverfahren sind in hohem Maße bemüht, dem Gegenstand in der Weise „gerecht" zu werden, daß nicht auf kürzestem Wege, sondern erst möglichst spät Systemregeln der Wissenschaft in Kraft gesetzt und auf diese Weise gesichert werden (vgl. Hoffmann-Riem 1980, 350) (s. u.).

Ausdifferenzierung und methodische, forschungstechnische Erschließung des Gegenstandes. Das (bekundete) Erkenntnisinteresse bezieht sich jedoch nicht immer (nur) auf den Gegenstand, sondern z. T. auch auf das, was nicht Ziel, sondern Weg ist, nämlich die Methodik.

Der Begriff der *Forschungstechnik* bezeichnet hier das Handwerkliche wissenschaftlichen Arbeitens, z. B. die Kleinarbeitung der Fragestellungen, die Bestimmung der kleinsten Untersuchungseinheiten, die Abfolge der Untersuchung, Markierung von Textpassagen etc. Der Begriff wird weniger auf theoretische Begründungen oder die wichtige Frage der Forschungsökonomie bezogen. Letztere erlaubt aufgrund der unterschiedlichen Erfahrenheit des wissenschaftlichen Personals keine pauschalen Antworten, allenfalls Hinweise,[2] die sich aus den Darstellungen der Forschungstechniken ergeben. Was also ist der Stellenwert dieses Kriteriums? Qualitative Sozialforschung hat gelegentlich „Scheu, den konkreten Auswertungsprozeß aufzudecken" (Ostner 1982, 61).[3] Diese Nichtveröffentlichung des Produktionsprozesses wissenschaftlicher Ergebnisse hat problematische Folgen. Sie widerspricht nämlich der Intention, Wissenschaft kumulativ zu gestalten, weil es so nicht möglich ist, auf konkrete Forschungserfahrungen anderer Wissenschaftler zurückzugreifen. „Anfänger" müssen folglich, abgesehen von oftmals recht allgemein gehaltenen methodo-

2 Z. B.: Die objektive Hermeneutik benötigte in ihren Anfängen zur Auswertung einer zwei- bis vierminütigen Kommunikation, d. h. einer Schreibmaschinenseite, drei bis sieben Forscher für etwa zehn bis fünfzehn Stunden (vgl. Oevermann et al. 1979, 393). Dennoch wird die objektive Hermeneutik von ihren Vertretern als „außerordentlich forschungsökonomisch" bezeichnet (Oevermann 1986, 68). Was aber ist dafür der Maßstab? Es ist nicht der Wissenschaft anzulasten, daß (die Suche nach) Wahrheit nicht mit betriebswirtschaftlichem Denken identisch ist. Gewiß ist Ökonomie auch in der Wissenschaft ein Problem, aber wer sich davon dergestalt terrorisieren läßt, daß er deshalb zu *irgendwelchen* Verfahren greift, bloß weil diese aufgrund ihrer ausgeprägten Formalisierung eine leichtfüßige Durchführbarkeit auch bei größeren Textmengen erlauben, dem rate ich die Rückbesinnung auf interessierende Fragen und daher, die Schere lieber an der Menge des Materials als im Kopf anzusetzen.

3 Dieses Defizit ist allerdings nicht nur psychologisch oder renommée-strategisch (Verhinderung von Kritik), sondern, so Lüders/ Reichertz (1986, 97), auch strukturell bedingt: Ein „bislang kaum beachtetes Problem qualitativer Sozialforschung" besteht darin, daß die Handlung des Interpretierens nicht ihrerseits verschriftet und interpretiert werden kann, ohne in einen infiniten Regreß zu fallen. M. E. ist dieses Problem deshalb nicht sonderlich beachtet worden, weil es sich so nicht stellt. Gewiß kann man jedes Ergebnis, jeden im Forschungsprozeß entstehenden Text erneut untersuchen und dabei sukzessiv weitere Textstufen erstellen. Diese Texte verhalten sich zueinander aber nicht völlig äußerlich, sondern eben als Text*stufen*, d. h. diese Texte haben eine bestimmte Richtung, und zwar die eines wachsenden Niveaus von Expliziertheit. Dieses Niveau läßt sich nicht sinnvoll über den Sättigungspunkt der Explikation hinaus steigern. Es gibt daher nur eine begrenzte Anzahl solcher Texte. Folglich muß eine auf den o. a. Sachverhalt Bezug nehmende Untersuchung kein endloser Regreß sein. Insofern handelt es sich hierbei um einen Grund für die Nicht-Darstellung des Auswertungsverfahrens, der zwar, weil er einen hohen Arbeitsaufwand nahelegt, relativ schwerwiegend, aber nicht zwingend ist.

logischen Überlegungen und methodischen Instruktionen, „von vorne anfangen". Mit dieser erschwerten bzw. verhinderten Möglichkeit, den Produktionsprozeß nachvollziehen zu können, geht ein anderes Problem einher: die Gewährleistung der Reliabilität. Denn auch die setzt die Reproduzierbarkeit voraus, wodurch eine intersubjektive Überprüfbarkeit ermöglicht wird. Sofern diese nicht gegeben ist, steht – zumindest lt. Popper (1973) – die Wissenschaftlichkeit überhaupt in Frage.[4] Dem läßt sich aber nicht umstandslos abhelfen, denn das an der exakten Naturwissenschaft orientierte Ideal der Reproduzierbarkeit setzt die sorgfältige Isolierung der (als konstant gedachten) zu untersuchenden Phänomene voraus (vgl. Bulthaup 1973, 19). Das aber widerspricht „der" qualitativen Sozialforschung insofern, als daß diese gemeinhin die Berücksichtigung der Kontextgebundenheit fordert, da sonst künstliche, alltagsfremde Interaktionsbedingungen entstehen (vgl. Lamnek 1988, 161).[5] Dieser Umstand erschwert die Reproduzierbarkeit, weshalb die Ergebnisse der qualitativen Sozialforschung auch als beliebig, nicht kritisierbar bezeichnet worden sind. Viele Vertreter der qualitativen Sozialforschung widersetzen sich dem Kriterium der Reliabilität in grundsätzlicher Weise. M. E. aber muß dieser Widerspruch nicht in der Schärfe formuliert werden, wenn man eine Differenzierung „der" qualitativen Sozialforschung in datenerhebende und -auswertende vornimmt.[6] Auswertungsverfahren sind bei Vorliegen einer Transkription nicht-reaktiv; das entbindet sie zwar nicht von der Notwendigkeit, den Kontext von Lebensäußerungen zu berücksichtigen, bedeutet jedoch erstens, daß sie zumindest unmittelbar keine Interaktionsbedingungen verändern und zweitens, daß der (verschriftete) Forschungsgegenstand konstant, die Möglichkeit der Reliabilität also identisch mit der der Reproduzierbarkeit ist. Datenauswertende qualitative Sozialforschung kann sich daher eher als die datenerhebende dem Kriterium der Reliabilität stellen indem sie den Produktionsprozeß darstellt.

Die Schwierigkeit einer solchen Darstellung hängt auch damit zusammen, daß das Transparentmachen des Produktionsprozesses nicht nur bedeutet, den Gang von evtl. schwer nachvollziehbaren, weil nebulösen oder auch genialen Zwischenschritten (meist induktiver oder abduktiver Art) aufzuklären, sondern

4 Der Verzicht auf die Möglichkeit einer intersubjektiven Überprüfbarkeit mag manchem als Liberalität erscheinen, faktisch wird Wissenschaft dadurch autoritär: Die Akzeptanz ihrer Ergebnisse stellt sich nicht durch kritisches Nachvollziehen, sondern als bloßes Glaubensverhältnis her.

5 Ricoeur (1986, 80) weist darauf hin, daß die Kontextempfindlichkeit eines der Kriterien ist, um natürliche von künstlichen Sprachen zu unterscheiden.

6 Das bedeutet nicht, daß Erhebung und Auswertung einander völlig äußerlich sind. Einerseits kann die Auswertung auf die Erhebungstechnik Bezug nehmen, andererseits ist zu hoffen, daß der Optimierung der Auswertung Reflexionen entspringen, die eine raffiniertere Datenerhebung anregt.

tendenziell ebenso dazu führt, diesen Produktionsprozeß zu systematisieren. Dieser Zug zur Systematisierung, zur Technisierung aber wird – abgesehen davon, daß damit der Genialität Zügel angelegt werden – von vielen Autoren als unvereinbar mit qualitativer Sozialforschung begriffen. So erteilen z. B. Lorenzer (1986, 7) und Volmerg (1983, 126) nicht nur den Hoffnungen auf systematisierte, sondern auf alle freischwebenden, gegenstandsunabhängigen Techniken eine klare Absage: Je nach Ansatz ergibt sich durch die Berücksichtigung der Dialektik von Methode und Gegenstand eine spezifische Grenze der Formalisierbarkeit des Verfahrens, keinesfalls kann es sich hierbei um einen bloßen Algorithmus handeln. Der hermeneutische Prozeß folgt keinem starren Ablauf, sondern wird mit Hilfe einer Kunstlehre gestaltet, die nur durch langjährige Interpretationspraxis erworben werden kann.[7] Andererseits ist zu bedenken: Die ungehemmte Forderung nach gegenstandsadäquaten Forschungsmethoden – d. h. solchen, die nicht schlicht vorab bestehen und lediglich auf den Gegenstand „angewendet" werden, sondern sich diesem gewissermaßen als konkretem Einzelnen zuwenden und an ihm (fort-)entwickelt werden – führt zu einem methodischen Relativismus, was Folgen für den theoretischen Status der zu gewinnenden Aussagen hat. Dieser Relativismus widerspricht der wissenschaftlichen Intention, allgemeine Aussagen über Methoden zu machen. Der Widerspruch zwischen allgemein gehaltenen, systematisierten methodischen Instruktionen, die sich dem konkreten Forschungsgegenstand gegenüber mehr oder minder abstrakt verhalten und auf diese Weise Reliabilität ermöglichen, und dem Bemühen um eine gegenstandsadäquate Forschungstechnik, der Widerspruch von Allgemeinem und Besonderen, läßt sich m. E. nicht lösen, sondern nur bewußt halten und nach Möglichkeit vermitteln. Generell gilt jedoch:

1. Je enger gefaßt der Forschungsgegenstand durch entsprechende Definitionen ist und/oder je mehr die Texte durch vorgängige Strukturierung des Erhebungsprozesses (Fragebogen, Leitfäden) standardisiert sind,[8] desto

7 Daß Hermeneutik auch eine Kunst und nicht bloß eine Technik ist, bezeugt ebenfalls die Etymologie. Hermes war sowohl Götterbote (was eher an göttliche Eingebung, als an eine technische Vorrichtung zur Erkenntnisproduktion denken läßt), als auch der Gott der Reisenden: Steinhaufen (hermaion), denen jeder Vorbeiziehende einen Stein hinzufügte und ihn dadurch vergrößerte, dienten den Reisenden zur Orientierung. Dieses mythisch wiedergegebene Verständnis der gesellschaftlichen (und heute zunehmend wissenschaftlichen) Durchstrukturierung des (Gedanken-) Raumes und der damit ermöglichten Orientierung bezeugt, daß diese Orientierungspraxis nicht absolut sicher und daher rein technisch anleitbar ist, denn vielleicht führen die größten Haufen in die Irre, vielleicht ist der gesuchte Weg noch durch keinen Stein angezeigt und erfordert Entdeckermut... Auch die scheinbar deutlichsten Markierungen entbinden den hermeneutisch Reisenden nicht von der Notwendigkeit, diese wachen Auges daraufhin zu interpretieren, was sie andeuten.

8 Diese gezielte Standardisierung ist nicht mit einer allgemeinen Homogenisierung zu verwechseln, da sie ja gerade die Varianz der Ergebnisse erzeugen soll.

systematisierter kann die Auswertungstechnik sein, ohne unnötige Informationsverluste zu produzieren. (Die erhobenen Daten sind selbstverständlich nur dann empirisch gehaltvoll, wenn diese Vorstrukturierung dem Gegenstand angemessen ist, dieser also qualitativ hinreichend bestimmt worden ist; m. a. W.: Die Standardisierung des Erhebungsprozesses ist nur in dem Maße sinnvoll, wie auf entsprechendes Vorwissen zurückgegriffen werden kann.) Je weniger Vorwissen verfügbar ist, desto offener, d. h. unsystematisierter muß die Erhebungs- und Auswertungstechnik sein.

2. Systematik ist aus zwei Gründen nicht schlicht mit systematischer Verblendung zu identifizieren. Sie kann zwar zur Nichtwahrnehmung von gewissen Aspekten führen, nämlich dann, wenn die Systematik nicht den Blick darauf richtet und von deren Anwendern nur abgearbeitet wird. Daraus darf aber nicht gefolgert werden, daß jegliche Systematik abzuschaffen sei. Dieser Umstand bedeutet nur, daß eine Systematik nicht als abgeschlossene Vorgabe, sondern als offenes Minimalprogramm verwendet werden sollte. Sodann ist der Verzicht auf Systematik kein Garant für Offenheit, sondern ermöglicht evtl. nur den Rückfall in bornierte psychische Strukturen, z. B. die nicht konstante Aufmerksamkeitsleistung des Forschers, die Neigung, zwecks Bestätigung eigener Vorurteile selektiv zu lesen etc. (vgl. Herkner 1974, 159 f.). In diesem Sinne kann paradoxerweise selbst eine abgeschlossene Systematik ein Zwang zur wenigstens relativen Offenheit sein.

Ein wichtiger Schritt wissenschaftlicher Untersuchungen ist die Sample-Konstruktion. Dies trifft allerdings nur dann zu, wenn Repräsentativität intendiert wird. Dieser Intention wird in der qualitativen Sozialforschung jedoch i. d. R. keine zentrale Relevanz zubemessen, da sie sich dem Verstehen Einzelner, bis jetzt weniger dem Verstehen von Massen und keinesfalls der Erklärung statistischer Zusammenhänge verschrieben hat. An dieser Stelle wird dieses Problem deshalb nicht weiter erörtert.[9] Im folgenden wird nur thematisiert, ob bzw. wie die Texte zergliedert, kleingearbeitet, wie die dabei entstehenden Glieder neu sortiert, synthetisiert etc. werden.

Eng verbunden mit der Konzeption des Forschungsgegenstandes und der -technik ist die Frage der *Absicherung der Interpretation*. Für quantitative Verfahren existieren die allgemein anerkannten Gütekriterien *Repräsentativität*, *Validität* und *Reliabilität*. Diese Gütekriterien sind für qualitative Forschungen nicht oder nur bedingt verwendbar. Das Kriterium der Reliabilität ist neben der Unabhängigkeit vom forschenden Subjekt an die Gegenstandskonstanz gebun-

9 Im November 1989 fand unter der Leitung von Hoffmeyer-Zlotnik eine Arbeitstagung zum Thema „Stichproben bei qualitativen Methoden der Datenerhebung" statt (vgl. ZUMA Nachrichten 24, S. 100). Die Herausgabe eines diesbezüglichen Readers ist angekündigt worden.

den und daher nicht auf die Erhebung, sondern bestenfalls auf die Auswertung der Daten anwendbar (wobei die Realisierung dieser Anwendung sich, wie dargestellt, bisher als schwierig erwies). Das Spektrum der Reaktion auf die Problematik der Gütekriterien reicht von der weitgehenden Verweigerung abstrakt-normativer Methodenregeln bis zur Intention, Reliabilität als „regulative Leitidee" (Spöhring 1989, 28) zu nehmen. Unhintergehbares Element der Interpretationsabsicherung ist das Kriterium der Validität. Darauf jedoch kann in zweierlei Hinsicht unterschiedlich Bezug genommen werden. Zum einen kann der Begriff in verschiedener Weise operationalisiert sein, z. B. als ökologische, kommunikative oder argumentative Validierung. Davon ausgehend kann zum anderen die Vorläufigkeit, d. h. die Relativität oder aber die Absolutheit der Validität abgestuft betont werden.

Als Maßstab von Geltungsansprüchen sozialwissenschaftlicher Interpretationen gilt im allgemeinen nur noch der (intersubjektive) Interpretations*prozeß* selbst, nicht mehr der Fixpunkt einer „objektiven Wirklichkeit" (vgl. Lüders, Reichertz 1986, 93). Kontextfreie Geltungskriterien stehen z. Z. nicht zur Verfügung (vgl. Lüders, Reichertz 1987, 103). Wenn aber Validität nicht als quasi-ontologisch verbürgbar, sondern als prozeßhaft sich herstellend begriffen wird, dann impliziert dieser Sachverhalt Offenheit und die Forderung, daß Interpretationen in diesem Sinne vorgenommen und vorgetragen werden (vgl. Mühlfeld et al. 1981, 329). In emphatischer Form findet sich das Prinzip der Offenheit bei Küchler (1983, 24). Für ihn vollzieht sich die Gültigkeit, die Wissenschaftlichkeit primär im Detail des Forschungshandelns und ist nur unzureichend von außen überprüfbar.[10] Jede gewonnene Einsicht sei permanent wieder in Zweifel zu ziehen; stets müsse in gleichem Maße nach Gegenbelegen wie nach Belegen gesucht werden. Die Realisierung dieses Prinzips hat neben der durch die akademische Konkurrenz bedingten Hastigkeit auch eine Schwierigkeit grundsätzlicher Art: Wo immer Wissenschaft praktisch werden will, ist sie gezwungen, Vieldeutigkeit in Eindeutigkeit zu übersetzen. Küchlers Regel unbegrenzten Zweifels müsste daher auch ohne Konkurrenzbedingungen gebrochen werden, damit überhaupt ein Ergebnis, ein Text zustandekommen kann. Honig (1986, 118) schlägt deshalb vor, die Regeln für gültiges Interpretieren nicht schlicht zu befolgen, sondern damit „umzugehen", d. h. situativ zu durchbrechen. Ein so verstandener „Umgang" mit Regeln bringe es mit sich, daß Validität nicht generell, sondern nur gegenstands- und situationsabhängig herstellbar sei. – Das aber ist m. E. nur dann von Beliebigkeit zu unterscheiden, wenn zugleich die Regeln benannt werden, nach denen jene Regeln durchbrochen werden dürfen: Auch in der qualitativen Sozialforschung darf die *Geltung nicht* dadurch als gewährleistet angesehen werden, daß man sie *mit der Genesis*

10 Vgl. Anmerkung 4.

identifiziert.[11] Auch wenn derzeit keine absoluten Geltungskriterien bekannt sind, so sollte deren Entwicklung m. E. dennoch durch das Bemühen um wachsende Allgemeinheit der Bestimmungen angestrebt werden. Nur so läßt sich methodischer Relativismus überwinden.

* * *

Nach der Darstellung dieser – übrigens nicht in allen Punkten und bzgl. aller Verfahren ganz trennscharfen – Systematik wird deren Funktion exemplarisch an einigen Auswertungsverfahren vorgeführt. Hierzu drei Anmerkungen. Erstens haben nicht alle Autoren der referierten Verfahren sich zu allen oben entwickelten Detailfragen (z. B. zur „kleinsten Untersuchungseinheit") geäußert. Zweitens unterliegt die Auswahl der im folgenden dargestellten Verfahren keinen weitreichenden systematischen Bestimmungen. Sie beansprucht nicht in erster Linie, das derzeitig relevante Spektrum dieser Ansätze repräsentativ wiederzugeben. Intendiert ist keinerlei Vollständigkeit, sondern lediglich die Darstellung eines breiten Spektrums von Beispielen, weshalb aus einer Menge leicht variierender Verfahren nur das jeweils markanteste genommen wurde. (Die unter „qualitative Inhaltsanalyse" aufgeführten Verfahren sind nur nominell gleich, inhaltlich aber so unterschiedlich, daß davon drei Varianten gewählt wurden.) Drittens wurde darauf verzichtet, die Auswertungsverfahren anhand ihrer Ergebnisse (als möglichem fünften Kriterium der Systematik) zu beurteilen. Dieser Verzicht erklärt sich natürlich nicht daraus, daß der Autor Methode und Ergebnis als zusammenhangslos betrachtet, sondern aus dem Versuch, den Blick hier auf den Konstitutionsprozeß einer Methode und deren Niederschlag in der Methode „an sich", deren Potentiale und Klippen zu lenken. Dies deshalb, weil die Ergebnisse nicht nur aus der Konzeption der Methode resultieren, sondern wesentlich durch die Qualität (Genialität?) der Wissenschaftler, zeitliche, finanzielle und institutionelle – kurz: durch nicht-methoden-immanente Bedingungen im positiven oder negativen Sinne – beeinflußt werden und von daher nur bedingt taugliche Indikatorfunktion für die Qualität der Methode haben. Näheres zu dem Problem eines Leistungsvergleichs siehe im 3. Abschnitt.

2. Exemplarisches Aufzeigen der Funktion der Systematik

2.1 Hermeneutisch-klassifikatorische Inhaltsanalyse (Mathes)

Der *Gegenstandsbereich* der „hermeneutisch-klassifikatorischen" Inhaltsanalyse sind protokollierte Leitfadeninterviews. Dieses sich noch in Entwicklung befindende Verfahren (erstmals in einem Forschungsprojekt über die Legitimität

11 Vgl. Klauß (1990, 67 ff.).

politischer Systeme sowie über Vorstellungen und Einstellungen zum Wohlfahrts- und Sozialstaat angewandt; Mathes 1988, 77) ist unter Zuhilfenahme von *Textpack*,[12] sowie in Anlehnung an und Abgrenzung von der objektiven Hermeneutik entstanden. Während diese die Analyse objektiver Sinnstrukturen anstrebt, versucht Mathes (1988, 69), die Mitteilungsintentionen zu ermitteln; Rückschlüsse auf Motive der Sprecher werden nicht angestellt. Die Erfassung von Leerstellen wird für möglich gehalten (ebd., 69 f.).

Selbstverständnis bzgl. Erkenntnisinteresse. Intendiert ist die Entwicklung einer Kombination von qualitativen (d. h. valideren) und quantitativen (d. h. präziseren, intersubjektiven) Verfahren, die sowohl dem Gedanken der Forschungsökonomie (1989, 1), als auch dem der Repräsentativität (ebd., 9) Rechnung trägt.

Forschungstechnik. Zunächst wird aus den Interviews ein EDV-Textdatensatz erstellt. Daraufhin werden die Texte mehrdimensional, d. h. im Hinblick auf unterschiedliche Aspekte codiert und ein numerischer Datensatz erstellt. Dieser wird durch Identifikatoren mit dem Textdatensatz verknüpft (vgl. ebd., 1). Zunächst zur Codierung, die (abgesehen von der Erfassung formaler Merkmale) eine hermeneutische Interpretation des subjektiven Sinns voraussetzt („Was will uns der Befragte mitteilen?"; ebd., 68). Die Interpretation erfolgt in zwei Etappen: „In einer ersten Explikationsphase werden die möglichen Mitteilungsintentionen des Befragten (die möglichen ‚Lesarten' des Textes) ausgebreitet. Dies geschieht in einem ‚brainstorming-Verfahren', d. h. die möglichen Lesarten sollen spontan und ohne Begründungszwang geäußert werden. In einer zweiten Reduktionsphase wird versucht, die möglichen Sinninhalte auf den vom Befragten intendierten Sinn zu reduzieren. Hierzu wird zunächst nach Belegen und Begründungen für die jeweiligen Lesarten gesucht; diese werden dann einander gegenübergestellt. Dabei zeigt sich in der Regel, daß die explizierten möglichen Lesarten nicht alle gleichermaßen plausibel sind. Als Interpretationsergebnis wird die Lesart festgehalten, die sich im Streitgespräch der Bearbeiter bewährt hat und die den Vermittlungsintentionen des Befragten am ehesten entspricht" (ebd.). Wie aber läßt sich auf das Wissen zurückgreifen, welche Lesart der Sprecherintention am ehesten entspricht, wenn diese doch angeblich erst erforscht werden soll, d. h. als noch-nicht-bekannt unterstellt wird, ohne daß der hermeneutische Zirkel mit Folgen für die Validität

12 Das aus einem Paket von Programmen (die teilweise bereits 1969 f. entstanden) bestehende, von ZUMA gewartete Verfahren *Textpack* ist für die Unterstützung einer Inhaltsanalyse durch Computer konzipiert. Im Mittelpunkt stehen Fragen nach den funktionalen Beziehungen zwischen Textlängen bzw. Symbolhäufigkeiten und den Einstellungsintensitäten. Hierfür werden theoretisch relevante Textmerkmale objektiv und systematisch identifiziert und hinsichtlich verschiedener logischer Verknüpfungen untersucht. Näheres vgl. Klingemann (Hg.) (1984).

kurzschlüssig wird?[13] Dieser Reduktionsprozeß muß gemäß den Prinzipien der Gruppencodierung, der textimmanenten und kontextgebundenen Interpretation erfolgen. Letzteres Prinzip fordert hier, den Bezug auf den Gesamttext herzustellen, ist also bedeutend unbestimmter als etwa die methodische Instruktion, sequentiell zu verfahren. Dennoch ist dieses Prinzip geeignet, den z. B. von Kracauer (1972, 53) gegen die traditionelle Inhaltsanalyse (Berelson 1971) erhobenen Vorwurf des Atomismus zu entkräften.

Bei der EDV-gerechten Codierung werden Aussagen den klassifizierten Sinneinheiten zugeordnet, wodurch eine Reduktion von Komplexität zum Zweck der Vergleichbarkeit stattfindet. „Durch die quantitative Auszählung werden Aussagen über die Häufigkeit und damit Bedeutsamtkeit von bestimmten Sinneinheiten und Sinnstrukturen möglich" (Mathes 1988, 70). Das Verfahren versteht sich als hypothesentestend und explorativ, was durch eine sowohl deduktive als auch induktive Kategorienbildung erreicht wird. Durch die Möglichkeit der Nachcodierung ist das Verfahren offen. Die nicht spezifisch verschlüsselten Inhalte werden auf sogenannten Restlisten dokumentiert, damit für jeden Forscher kontrollierbar ist, welche Informationen bei der spezifischen Codierung nicht erfaßt wurden. Darüberhinaus gelten, je nach Forschungsprojekt variierend, die Regeln der Konsistenzüberprüfung und der Leerstelleninterpretation (ebd., 69). Diese bezeichnet den Umstand, daß der Befragte möglicherweise (gezielt) etwas verschweigt. Es ist aber fraglich, ob das gewählte Auswertungsverfahren wirklich die Möglichkeit bietet, diesen Umstand halbwegs angemessen zu erfassen. Für Mathes (1989, 1) ist das Verhältnis von Hermeneutik und quantitativer Inhaltsanalyse nur scheinbar widersprüchlich. M. E. aber trügt dieser Schein nicht: Der Versuch, Leerstellen in Texten zu erfassen, ist mit dem Einsatz quantitativer Verfahren keineswegs kompatibel. Warum? Wenn man, wie Mathes (1988, 70), „Häufigkeit" mit „Bedeutsamkeit", d. h. Relevanz gleichsetzt, dann hat das, abgesehen von der problematischen psychologischen Implikation,[14] folgende Konsequenz. Zählen läßt sich zunächst

13 Einen Hinweis darauf, wie in diesem Verfahren das Verhältnis von notwendigem Vorwissen und dem darauf aufbauenden, möglichen Erkenntniszuwachs durch die Interpretation zu verstehen ist, liefert die Einschränkung auf Leitfadengespräche: Leitfäden sind Vorstrukturierungen, in die die Antizipation bestimmter Sinninhalte, Intentionen und Relevanzstrukturen der Befragten hinsichtlich eines Lebensbereiches eingegangen ist. Offenbar greift Mathes bei der Eruierung von Intentionen auf diese Vorannahmen zurück - ohne das zu erwähnen. Unklar bleibt daher, ob und ggf. wie diese Vorannahmen nochmals überprüft werden.

14 Problematisch ist der Schluß von einer quantitativen Bestimmung auf subjektive Relevanz: Als hätte jemand, der doppelt so oft „Angst" sagt, doppelt so viel Angst (vgl. Mayring). Damit soll nicht ausgeschlossen sein, daß die Frequenz einer Nennung einen Informationswert hat, z. B. die Intensität einer Empfindung indizieren kann. Aber sofern dieser Umstand von Interesse ist, empfiehlt sich der gezielte Einsatz von entsprechenden Skalen und nicht die

nur das, was vorhanden, manifest ist. Dann gälte: „Je häufiger die Nennung, desto größer die Relevanz, die die genannte Sinneinheit für die Befragten hat; wird sie nicht genannt, so hat sie auch keine Relevanz." – Sofern nicht geäußerte Sinninhalte relevant sind, lassen sie sich also nicht erfassen, wenn die Häufigkeit mit Relevanz identifiziert wird. Die durch das Verfahren geschlagene Lücke läßt sich nicht eklektizistisch wieder auffüllen, indem unvermittelt Leerstellen zum Gegenstand erklärt werden.

Ließe sich dieses Detail des Ansatzes retten, wenn versucht wird zu zählen, was nicht manifest vorliegt? Dieser Versuch würde (ebenso wie das Ansinnen, Leerstellen qualitativ zu erfassen) einen normativen Rahmen voraussetzen, durch den bestimmbar ist, was ein Befragter, der etwas verschweigt, an dieser Stelle „eigentlich" hätte sagen müssen. Selbst wenn sich über diesen Rahmen Einvernehmlichkeit herstellen läßt, müßte man – anders als in qualitativen Verfahren – deduzieren, wie oft eine bestimmte Nennung im vorliegenden Text normalerweise hätte erfolgen müssen. Dazu wird sich einstweilen niemand erblöden. Quantifizierendes Denken ist für die Erfassung von Leerstellen (und Singularitäten; vgl. Kracauer) also kein Gewinn.

Auch bei der Datenanalyse können quantitative und qualitative Momente kombiniert werden. Hierbei liefern die quantitativen Ergebnisse zunächst Basisinformationen über die Häufigkeit der vorkommenden Sinneinheiten und Sinnzusammenhänge. Sie können jedoch via Textidentifikatoren auch für eine „Suchstrategie" genutzt werden, um besonders typische Muster oder besonders interessante Einzelfälle im Textdatensatz aufzusuchen, um diese dann anhand der Originaltexte detailliert hermeneutisch zu interpretieren. Unklar bleibt der Sinn der aufwendigen Suchstrategie, wenn durch diese nur Stellen aufgefunden und interpretiert werden können, die ohnehin schon analysiert sein müßten.

Absicherung der Interpretation. Durch die recht präzise Ausarbeitung des Verfahrens ergibt sich ein relativ hohes Maß an Reliabilität. Darüber hinaus finden sich zwei Anregungen: Die Zusammensetzung der Bearbeitergruppen sollte rotieren, um der Verfestigung von Gruppentendenzen während der Codierung entgegenzuwirken. Zudem sollten Reliabilitätstests durchgeführt werden, bei denen die Bearbeiter unabhängig voneinander die gleichen Texte interpretieren und verschlüsseln, so daß das Ausmaß an Übereinstimmung bei der Anwendung der Interpretations- und Codierregeln überprüft wird (vgl.

---

bedingungslose Annahme der Hypothese, daß Häufigkeit und Relevanz perfekt korrelieren (vgl. Herkner 1974, 179). Das gilt auch dann, wenn nicht die Intensität von Empfindungen, sondern die von subjektiven Intentionen von Interesse sind.

ebd., 69). Allerdings ist die Reliabilität, wie dargestellt, keine Garantie für die Validität.

2.2 *Objektive Hermeneutik (Oevermann)*

Der *Gegenstandsbereich* der zunächst anhand der Analyse von Familienstrukturen entwickelten, sich dann zunehmend auf andere kulturelle Objektivationen beziehenden „objektiven Hermeneutik" sind „Protokolle von realen, symbolisch vermittelten sozialen Handlungen oder Interaktionen, seien es verschriftete, akustische, visuelle, in verschiedenen Medien kombinierte oder anders archivierbare Fixierungen" (Oevermann et al. 1979, 378). Dabei steht die „rekonstruktive Explikation der Struktureigenschaften der sozialisatorischen Interaktion im Mittelpunkt" (ebd., 353). Interaktionen konstituieren aufgrund rekonstruierbarer Regeln objektive Bedeutungsstrukturen, d. h. die latenten Sinnstrukturen der Interaktion. Diese sind eine eigengesetzliche soziale Realität (ebd., 379); sie sind von der Realität beobachtbaren Verhaltens zu unterscheiden (ebd., 381) und nur für den idealen Grenzfall einer vollständig aufgeklärten, selbstreflektierten Kommunikation mit der Ebene der subjektiv-intentionalen Repräsentanz identisch (ebd., 380).[15] Diese Ebenen können durch verschiedene Ursachen auseinandertreten:[16] eingeschränkte Sinninterpretationskapazität, systematisch verzerrte Lesarten (psychisch: Neurosen, Psychosen; gesellschaftlich: Ideologien, Dogmen, Mythen) und durch den Handlungsdruck im Alltag, der treffsichere, schnelle Lesarten erfordert (Ökonomisierung) (ebd., 384 ff.). – Für die Interpretation der Sinnstrukturen ist die materielle Form ihrer Protokollierung zunächst einerlei. Dennoch kann diese Gegenstand einer gesonderten Untersuchung sein: Wendet sich ein Textproduzent z. B. hand- oder maschinenschriftlich an eine Behörde, unterschreibt er mit Füllfederhalter oder Kugelschreiber etc.

Selbstverständnis bzgl. Erkenntnisinteresse. Die objektive Hermeneutik verfolgt kein unmittelbar praktisches Interesse. Im Gegenteil: Latente Sinnstrukturen können nur unter der Bedingung der Handlungsentlastetheit und Nicht-Betroffenheit expliziert werden (ebd., 366; hierin liegt eine wesentliche Differenz zu Lorenzer, der statt Distanz Empathie in Ansatz bringt). Die Ent-

15 Habermas (1985, 332) scheint an diesen Grenzfall nicht zu glauben, da er die Intersubjektivität umgangssprachlicher Verständigung zwar für unbegrenzt (weil beliebig ausdehnbar), zugleich aber auch für gebrochen (weil niemals vollständig herstellbar) hält.

16 Dieses Auseinandertreten bedeutet jedoch nicht, wie Witzel (1982, 64) meint, daß Oevermann sich dergestalt von den Motiven und Intentionen der von ihm untersuchten Personen unabhängig mache, daß er diesen tendenziell den Umgang mit Realität, die Eigenschaft, ein mit Willen und Bewußtsein begabtes Individuum zu sein, strittig macht.

zifferung dieser Sinnstrukturen ist Voraussetzung einer Heilung von Pathologien. Das Selbstheilungspotential von Sprache realisiert sich durch die Rekonstruktion des latenten Sinns der Symptomhandlung (ebd., 385 f.). Die objektive (oder auch die strukturale) Hermeneutik operiert mit der „Sparsamkeitsregel" (weitestmöglicher Verzicht auf die Einführung besonderer, individualspezifischer Zusatzbedingungen). Diese führt dazu, das Handeln der Subjekte so lange wie möglich als durch allgemeine Bestimmungen verstehbar und daher als vernünftig zu interpretieren. Im Gegensatz zur vermeintlich kritischen, typisch soziologistischen Entlarvungsstrategie begreift die objektive Hermeneutik sich deshalb als sehr viel humanere Methodologie (vgl. Oevermann, Allert, Konau 1980, 25). Dieses Interesse an einer humanen Methodologie hat allerdings einen Haken: „Vernunft" ist bei Oevermann nicht einfach ein normativer Begriff, sondern die Normalität schlechthin: Vernünftiges Handeln ist normales Handeln, letztlich der Gegensatz zur Devianz.

Besonders gründlich beschrieben ist die *Forschungstechnik* anhand der Analyse von Familienstrukturen, wobei jedoch davor gewarnt wurde, das dafür entwickelte System „als starres, systematisch begründbares Klassifikationssystem zu betrachten, oder es gar einem Meßinstrument etwa in der Art eines inhaltsanalytischen Kategoriensystems gleichzusetzen. Es ist nicht mehr als (...) eine 'check list' für den Interpreten, die ihn anhalten soll, in ausreichender Ausführlichkeit Fragen an das Material zu stellen. Es hat also keinerlei formale Bedeutung und läßt sich auch nicht mechanisch anwenden" (Oevermann et al. 1979, 394). Dabei wird jede einzelne Sequenz, die sprachtheoretisch als kleinstmögliche sinnvolle Untersuchungseinheit definiert ist, auf folgenden Ebenen analysiert (vgl. ebd., 395 ff.).

Ebene 0: Explikation des „Systemzustandes" vor dem betreffenden Interakt, und zwar aus der virtuellen Sicht desjenigen, der faktisch als nächster interagiert. Hierbei sollen die nach dem vorausgehenden Interakt den übrigen Subjekten, speziell dem Adressaten eines Interakts offenstehenden „sinnvollen", sinnhaft möglichen Handlungsalternativen expliziert werden. Diese Ebene ist für die gesamte Analyse entscheidend, da sie der Maßstab für die Beurteilung der Adäquanz bzw. Brüchigkeit der folgenden Interaktion ist.

Ebene 1: Paraphrasierung der Bedeutung eines Interakts gemäß dem Wortlaut der Verbalisierung. Kriterium für die Paraphrasierung ist das Verständnis, das die Verbalisierung beim unterstellten ‚normalen' kompetenten Sprecher der deutschen Sprache auslöst. Was ‚normal' ist, wird forschungspraktisch zunächst vom Forscherteam festgestellt.

Ebene 2: Explikation der Intention des interagierenden Subjekts. Hierbei werden extensiv (auch spekulativ) Vermutungen über die Bedeutung und die Funktion des Interakts angestellt, die das interagierende Subjekt ‚bewußt' durchsetzen wollte.

Ebene 3: Explikation der objektiven Motive des Interakts und seiner objektiven Konsequenzen, also der Veränderungen des Systemzustandes, die objektiv, d. h. nur teilweise in Deckung mit der Intention des Sprechers, durch seinen Interakt gesetzt worden sind. Hier müssen nun alle Kontextinformationen, die dem Interpreten zur Verfügung stehen, herangezogen werden. Mögliche Quellen sind: Wissen aus vorhergehenden Szenen, über die Persönlichkeitsstruktur der Beteiligten (v. a. unbewußte Tendenzen), über die Geschichte der Familie, sowie heuristisch benutztes theoretisches Wissen.

Ebene 4: Explikation der Funktion des Interakts in der Verteilung von Interaktionsrollen.

Ebene 5: Charakterisierung der sprachlichen Merkmale des Interakts, um die sprachlichen Besonderheiten syntaktischer, semantischer oder pragmatischer Art festzuhalten.

Ebene 6: Extrapolation der Interpretation des Interakts auf durchgängige Kommunikationsfiguren, Beziehungsprobleme, Persönlichkeitsmerkmale der interagierenden Subjekte und jeweils resümierende Beurteilung der bisher mit dem Material konsistenten Interpretationen; Rekonstruktion der objektiven, latenten Sinnstruktur der Szene.

Ebene 7: Explikation allgemeiner Zusammenhänge. Hier wird der Bezug zur klassischen, mit Gesetzeshypothesen arbeitenden Sozialforschung hergestellt, indem allgemeine, insbesondere sozialisationstheoretisch relevante Zusammenhänge und Strukturen am Beispiel der untersuchten Familie festgestellt, belegt oder problematisiert werden.

Soviel zur Auswertung eines Interaktes. Das Verhältnis der auszuwertenden Interakte zueinander ist durch die Sequenzregel eindeutig bestimmt. Diese beruht auf der Annahme, daß „Texte Protokolle irreversibler Interaktions- und Interpretationssequenzen" (Soeffner 1989, 68) sind, daß sprachliche Kommunikation und deren Vertextung sequentiell verläuft und daher auch nur dann angemessen erfaßt werden kann, wenn sie ebenso untersucht wird.[17] Es dürfen

17 Diese Annahme ist i. d. R. richtig, berücksichtigt aber weder das Transkriptionsproblem bei gleichzeitigen Äußerungen (Durcheinanderreden), noch, daß Kommunikation sich auch auf andere Sinnesmodalitäten als den Gehörsinn stützen kann: Bilder sind simultan gegeben; ihre Details sequentiell von links nach rechts und von oben nach unten durchzusehen, wäre

also selbst dann, wenn sie zur Verfügung stehen, „keine Informationen aus und Beobachtungen an späteren Interakten zur Interpretation eines vorausgehenden Interaktes benutzt werden" (Oevermann et al. 1979, 414). Das bedeutet, daß nur fallunspezifisches Kontextwissen, d. h. Wissen über die Normalität herangezogen werden darf (ebd., 415). Die Explikation einer Sequenz wird dazu genutzt, um evtl. widersprüchliche Lesarten vorheriger Sequenzen zu falsifizieren. Das wird fortgesetzt, bis die Fallstruktur hervortritt. Nicht eindeutig ist, wie Oevermann mit Brüchen, die während der Textproduktion entstehen und Ambivalenzen im Text umgeht. Durch die Sequentialität entfällt das Problem der textimmanenten Sample-Konstruktion.

Absicherung der Interpretation. Eine extensive Sinnauslegung ist nie abgeschlossen, sie kann nur pragmatisch abgebrochen werden. Wie Popper hält Oevermann die Ergebnisse nicht für verifizier-, sondern nur für falsifizierbar (Oevermannn et al. 1976, 391). Dennoch wird die Kritisierbarkeit der Ergebnisse von Oevermannn et al. (1979, 386) als „gering" bezeichnet. Die Interpretationen geraten allerdings dann an eine Grenze, wenn unwahrscheinliche Kontextbedingungen der Fall sind. Dieser kann eintreten, wenn übliche Interpretationen einer typischen Handlung angesichts der Lockerung von soziohistorisch gebundenen Voraussetzungen und Geltungen brüchig geworden sind (ebd., 386 f.). Insofern funktioniert objektive Hermeneutik nur unter der Bedingung gesellschaftlicher, normativer Stabilität, d. h. einer ausmachbaren Normalität. In Krisenzeiten wird die Inanspruchnahme von intuitiven Urteilen der Angemessenheit problematisch. Aber auch dann existiere kein besseres Verfahren der empirischen Korrektur als die Hermeneutik selbst (ebd., 389).

2.3 Qualitative Inhaltsanalyse (Kracauer)

Gegenstandsbereich. Kracauers (im wesentlichen historisch interessanter) Ansatz von 1953 ist u. a. in Auseinandersetzung mit dem quantitativen Verfahren von Berelson entstanden. Sein Anliegen ist es nicht, quantitative Verfahren zu verwerfen, sondern deren Voraussetzungen und Gültigkeitsbereich genau zu bestimmen. Berelson (1971, 19 f.) hatte seinen Untersuchungen folgende Vorstellung zugrundegelegt: „Wenn man sich ein Kontinuum vorstellt, auf dem verschiedene Kommunikationen entsprechend dem Grad angeordnet sind, in

---

hochartifiziell, dem Gegenstand in keiner Weise angemessen und alles andere als „normal". Womit nicht dem bloßen Gegenteil, „daß es grundsätzlich gleichgültig ist, wo man bei einem Bild beginnt" (Ehmer 1971, 164), das Wort geredet werden soll. Näheres vgl. Englisch (1991). – Das Prinzip der Sequenzanalyse ist die Grundlage dafür, der realen Dialektik von Strukturtransformationsprozessen, von Allgemeinem und Besonderem, von Universalität und Historizität gerecht zu werden (Oevermann 1986, 72); es sichert die Nicht-Zirkularität von Fallrekonstruktionen (ebd., 53).

dem jeweils verschiedene Mitglieder des angesprochenen Publikums sie im gleichen Sinn verstehen, könnte man eine einfache Zeitungsnachricht über ein Zugunglück an das eine Ende (denn es ist zu vermuten, daß jeder Leser dem Inhalt die gleiche Bedeutung entnimmt) und ein obskures modernes Gedicht an das andere Ende setzen (denn es ist zu vermuten, daß nicht zwei Leser dem Inhalt die identische Bedeutung entnehmen) ... Die Analyse des manifesten Inhalts ist nur anwendbar auf Materialien an dem Ende des Kontinuums, wo das Verstehen einfach und direkt ist. Vermutlich gibt es einen Punkt auf dem Kontinuum, über den hinaus die ‚Latenz' des Inhalts (d. h. die Verschiedenheit seiner Auffassung vom betroffenen Publikum) zum Zweck verläßlicher Analyse zu groß ist" (Übers. HK). Der Gegenstand der Inhaltsanalyse sei daher eher denotative als konnotative Kommunikation (ebd.). Kracauer (1972, 54) hält den Einsatz von quantitativen Verfahren am einen Ende dieses Kontinuums für sinnvoll, möchte aber auch dunkle Gedichte, latente Bedeutungen als Gegenstand von Kommunikationsforschung gewahrt wissen, ebenso Texte, in denen ein Wort, ein Satz so wichtig ist wie der übrige Inhalt zusammengenommen und auf die die quantitative Analyse ebenfalls nicht anwendbar ist (vgl. ebd., 56). Darüber hinaus gilt Kracauers Interesse „einzigartigen Zügen", die sich evtl. nur an einer einzigen Textstelle nachweisen lassen (Singularität) (ebd., 57). Sinninhalte, egal ob singulär, manifest oder latent lassen sich jedoch nur im Kontext, nicht atomistisch erfassen.

Selbstverständnis bzgl. Erkenntnisinteresse. Kracauer (1974, 11) versteht sich als Gesellschaftskritiker, der versteckte soziale Vorstellungen und Ideologien zu enthüllen trachtet. Ritsert (1972, 52) hat bedauert, daß Kracauer den Zusammenhang von qualitativer Inhaltsanalyse und Ideologiekritik nicht systematisch hergestellt hat. Ritsert stellt dar, wie qualitative Inhaltsanalyse zu einem Instrument empirischer Ideologiekritik werden könnte und auf diese Weise in empirische Lernprozesse einzugehen vermöchte.

Kracauer hat zwar empirische Studien durchgeführt, die darin angewendete *Forschungstechnik* aber nur für die Analyse von Filmen (1985, 122 ff.), nicht für die von Texten eigens expliziert. Hinweise auf die Forschungstechnik sind daher rar. Er beschränkt sich auf allgemeine Akzentuierungen. So hält er zwar eine radikale Trennung von qualitativen und quantitativen Ansätzen für unmöglich (1972, 56), gibt aber zu bedenken, daß quantitative die Genauigkeit beeinträchtigen können, weil sie zu undifferenziert sind. Das könne nur durch einen unökonomisch großen Kategorienapparat behoben werden. Aber selbst dann könne aufgrund des atomistischen Vorgehens das Verhältnis von Teil und Ganzem und damit die darin angelegte „Richtung" des Textes nicht angemessen erfaßt werden. Zudem seien nur qualitative Verfahren so offen, daß sie eine heuristische Funktion haben.

Absicherung der Interpretation. Qualitative Analysen seien stets subjektiv: Es lassen sich unterschiedliche Einschätzungen von fast gleicher Glaubwürdigkeit entwickeln. Dennoch handele es sich nicht um willkürliche Spekulationen, wenn die Subjektivität des Forschers diszipliniert wird. „Jeder historische Zeitraum bringt nur eine begrenzte Anzahl an wichtigen philosophischen Doktrinen, moralischen Tendenzen und ästhetischen Präferenzen hervor und wenn die qualitative Analyse nicht auf dem Niveau bloßen Meinens operiert, wie es sein sollte, kann man diese Einflüsse ausmachen und in den Griff bekommen. Außerdem erweisen sich gewöhnlich Kommunikationen, die ausreichend offen sind, um die Imagination zu steuern, als ein mächtiger Faktor, der eine Konvergenz der Standpunkte und Ansätze zuwegebringt. Es ist daher eine vernünftige Vermutung, daß verschiedene Analytiker in Hinsicht auf viele Texte zu gleichen Schlüssen gelangen" (ebd., 57 f.). Im Prinzip mag diese Vermutung durchaus vernünftig sein, aber faktisch bedarf sie aufwendiger Reliabilitätstests. Im Zuge dieser Disziplinierung regt Kracauer denn auch programmatisch die Kodifizierung und damit potentielle Absicherung der verwendeten Haupttechniken an (vgl. ebd., 58).

2.4 *Qualitative Inhaltsanalyse (Mayring)*

Der *Gegenstandsbereich* dieses Verfahrens (genaugenommen handelt es sich hierbei um eine kleine Sammlung von Verfahren) wird – relativ ungenau – als die inhaltsanalytische Untersuchung von sprachlichem Material mit psychologischen Fragestellungen definiert (Mayring 1985, 187). Die Überlegungen zu Verfahrensfragen sind anhand einer Längsschnittuntersuchung über Arbeitslose entwickelt worden. Das Ziel ist nicht die Analyse von Text oder Inhalt, „sondern der *Schluß* vom Material auf *soziale Realität*" (ebd., 188). Faktisch schließt Mayring jedoch nur auf psychische Realitäten.

Selbstverständnis bzgl. Erkenntnisinteresse. Mayrings Anliegen ist es, die Inhaltsanalyse für psychologische Forschung fruchtbar zu machen und sogar als Modell dienstbar zu machen (ebd., 187). Das ist aufgrund des systematischen Vorgehens möglich, das die Erarbeitung eines Kategorienschemas, Replizierbarkeit und Intersubjektivität mit sich bringt. Dies sei mit rein quantitativen Inhaltsanalysen nicht möglich (ebd., 189). Was jedoch ein rein quantitatives Verfahren sein könnte, wenn doch, wie Mayring weiß (ebd., 191), qualitative Bestimmungen den quantitativen notwendig vorgängig sind, bleibt unklar. Intendiert ist ein theorie- und regelgeleitetes, methodisch kontrolliertes Verfahren zur Analyse sprachlichen Materials. „Die Regelgeleitetheit ermöglicht dabei ein Nachvollziehen für andere, die Theoriegeleitetheit stellt sicher, daß bei den angestrebten Aussagen an das bisherige Wissen über den jeweiligen Gegenstand angeknüpft wird" (ebd., 187).

Mayring macht erfreulich detaillierte Angaben über die *Forschungstechnik.* (Leichte Variationen dieses Verfahrens finden sich in Mayring 1988 und Mayring 1990. Die folgende Darstellung bezieht sich auf Mayring 1985.) Die qualitative Inhaltsanalyse sollte sich an den Grundformen des Interpretierens im Alltag orientieren.

Zusammenfassung. Durch Abstraktion wird ein überschaubarer Corpus mit den wesentlichen Inhalten geschaffen. Dieser reduktive Prozeß wird u. a. mit den nicht sonderlich trennscharfen Begriffen Auslassen,[18] Generalisation, Integration, Bündelung, Selektion und Konstruktion von Textsequenzen bezeichnet. Als ein weiteres Verfahren der Zusammenfassung wird die Paraphrasierungstechnik genannt, wobei das Abstraktionsniveau festgelegt werden muß, auf das der Text transformiert werden soll (ebd., 193 ff.). Die gezeigte Generalisation von Paraphrasen (ebd., 202 f.) ist leider ausgesprochen willkürlich und nicht im entferntesten durch die eigenen Prämissen gedeckt, da die reduktiven Prozesse die Kenntnis der Einzelbedeutungen voraussetzen; weil das „vergessen" wird, klappt die Induktion nicht.

Ablaufmodell zusammenfassender Inhaltsanalyse (vgl. ebd., 195):

1. Schritt: Paraphrasierung der inhaltstragenden Textstellen.

2. Schritt: Bestimmung des angestrebten Abstraktionsniveaus.
Generalisierung der Paraphrasen unter diesem Abstrakionsniveau.

3. Schritt: Erste Reduktion durch Selektion, Streichen bedeutungsgleicher Paraphrasen.

4. Schritt: Zweite Reduktion durch Bündelung, Konstruktion, Integration von Paraphrasen auf dem angestrebten Abstraktionsniveau.

5. Schritt: Zusammenstellung der neuen Aussagen als Kategoriensystem.

6. Schritt: Rücküberprüfung des zusammenfassenden Kategoriensystems am Ausgangsmaterial.

Evtl. folgt ein neuer, am 2. Schritt anknüpfender Durchlauf auf höherem Abstraktionsniveau.

---

18 Ausgelassen werden z. B. bedeutungsgleiche Aussagen. Begründung: Wer zweimal „Angst" sagt, hat nicht doppelt so viel Angst, wie jemand, der sie nur einmal benennt (ebd., 192). Das ist zwar richtig, erlaubt aber nicht den Umkehrschluß, daß es egal ist, wie oft der Begriff benutzt wird. Dieses Detail auszulassen, bedeutet einen Informationsverlust, der, je nach Fragestellung, evtl. Erkenntnismöglichkeiten reduziert. Hinzu kommt das Problem, daß auf diese Weise der Kontextualität evtl. nicht hinreichend Rechnung getragen wird.

Explikation (Kontextanalyse): Durch Konfrontation mit zusätzlichem Material werden fragliche Textteile erläutert (ebd., 193), wobei „zusätzlich" sowohl textinternes wie -externes Material sein kann (ebd., 196). Mayring spricht zwar theoretisch von einer genauen Definition des zusätzlichen Materials, läßt die Grenzziehung aber praktisch völlig offen: Ist es das Wissen über den Autor, den Adressat, die Gestik, gar das „kulturelle Umfeld" (ebd., 196)?

Ablaufmodell einer explizierenden Inhaltsanalyse (vgl. ebd., 197):

1. Schritt: Bestimmung der Auswertungseinheit, d. h. der zu explizierenden Textstelle.

2. Schritt: lexikalisch-grammatikalische Definition der Textstelle.

3. Schritt: Bestimmung des zulässigen Explikationsmaterials.

4. Schritt: Materialsammlung
enge Kontextanalyse: direktes Textumfeld
↓
weite Kontextanalyse: Zusatzmaterial über den Text hinaus

5. Schritt: Formulierung der explizierenden Paraphrase(n)

6. Schritt: Überprüfung, ob die Explikation ausreicht

Evtl. folgt ein neuer, am 3. Schritt anknüpfender Durchlauf.

Strukturierung: Eine Struktur wird sowohl aus dem Material „herausgefiltert", wie an dieses durch die Kategorien „herangetragen" (ebd., 197). Die Strukturierung kann formal, inhaltlich, typisierend (?) oder skalierend sein. Hierfür ist eine genaue Definition der Kategorien, eine Formulierung von Ankerbeispielen und Kodierregeln ratsam (ebd., 198).

Ablaufmodell strukturierender Inhaltsanalyse (vgl. ebd., 199):

1. Schritt: Festlegung der Strukturierungsdimensionen (theoriegeleitet)

2. Schritt: Bestimmung der Ausprägungen (theoriegeleitet), Zusammenstellung des Kategoriensystems

3. Schritt: Formulierung von Definitionen, Ankerbeispielen und Kodierregeln zu den einzelnen Kategorien

4. Schritt: Materialdurchlauf: Fundstellenbezeichnung

5. Schritt: Materialdurchlauf: Bearbeitung und Extraktion der Fundstellen

6. Schritt: Überarbeitung; wenn eine Revision von Kategoriensystem und Kategoriendefinition notwendig ist, erneuter Durchlauf ab dem 2. Schritt

7. Schritt: Ergebnisaufbereitung

Zum Vergleich von zusammenfassender und strukturierender Inhaltsanalyse werden diese beiden Techniken an einem Beispiel vorgeführt.

1	F: Andere Frage: Würdest Du sagen, es geht dir jetzt im Moment irgendet-	
2	was ab, wo du also nicht Lehrer sein kannst?	
3	L: Ja. Mir geht eine ganze Menge ab, muss ich sagen. Die zwei Jahre Referen-	b
4	darzeit waren für mich eigentlich – angenehm ist der falsche Ausdruck –	
5	eine Befriedigung für mich; und ich hab es auch gern gemacht. Und trotz-	b
6	dem war ich erstmal ganz froh, das des mal weg war, dass ich also so eine Art	
7	Urlaub machen konnte. Aber auf der anderen Seite möchte ich eigentlich	
8	schon gern jetzt als Lehrer arbeiten. - Und dazu kommt das zweite Pro-	
9	blem, daß ich - eigentlich ein bißchen Angst davor hab der Umwelt oder	b/n
10	meiner Umgegend hier zuzugestehen oder zu erkennen zu geben, daß ich	
11	arbeitslos bin. Also irgendwie versuch ich des zu verbergen, daß also andere	
12	Leute wissen, daß ich arbeitslos bin. Ja, also ich versuch irgendwie den Ein-	
13	druck zu erwecken als sei ich ein ganz normal arbeitender Mensch und daß	
14	mich das, dieses kleine Versteckspiel ein bißchen belastet irgendwie.	b/n

(ebd., 200f.; b = Belastungsbereich Beruf, n = soziales Netz)

Die zusammenfassende Analyse ergibt das in Tabelle 1 festgehaltene Bild (ebd., 202). Der geringe Erkenntnisfortschritt von der Paraphrase über die Generalisation zur Reduktion läßt diese Dreiteilung als künstlich aufgeblähte Differenzierung erscheinen. Das Resultat der strukturierenden Inhaltsanalyse (ebd., 205) ist in Tabelle 2 dargestellt.

Mayring benennt einige interessante und detailliert dargestellte Arbeitstechniken, genügt aber nicht dem eigenen, vielversprechenden Anspruch, ein theorie- und regelgeleitetes sowie methodisch kontrolliertes Verfahren darzustellen. Es werden oftmals willkürlich Oberbegriffe gewählt. Die erstellte Systematik objektiviert nicht das Verfahren; es werden lediglich die in freieren Verfahren üblichen willkürlichen Setzungen zu einer Vielzahl von Willkürakten kleingearbeitet. Der Teufel wird hier ins Detail gesteckt, so daß er weniger offensichtlich ist.

Absicherung der Interpretation. Durch die Systematisierung des Verfahrens ist dieses weitgehend replizierbar und intersubjektiv überprüfbar. Daraus kann die Eröffnung der Diskussion über die Validität erfolgen.

Tabelle 1:

Resultat der zusammenfassenden Inhaltsanalyse

Zeile	Nr.	Paraphrase	Generalisierung	Nr.	Reduktion
3	1	Es geht mir eine Menge ab, jetzt nicht mehr Lehrer zu sein	Es geht einem eine Menge ab		
5	2	Lehrertätigkeit in Referendarzeit war befriedigend	Befriedigung durch Beruf fehlt		
7	3	Arbeitslosigkeit für mich zunächst als Art Urlaub	Zunächst nur eine Art Urlaub	1	Verlust der Befriedigung durch den Beruf (1,2,4)
8	4	Andererseits möchte ich jetzt gerne Lehrer sein	Der Beruf geht einem ab	2	Positive Bewertung (Urlaub) nur am Anfang (3)
10	5	Habe Angst, die Arbeitslosigkeit der Umwelt einzugestehen	Angst, die Arbeitslosigkeit der Umwelt einzugestehen	3	Angst, die Arbeitslosigkeit der Umwelt einzugestehen (Versteckspiel) (5,6,7,8)
11	6	Versuche, Arbeitslosigkeit vor den anderen zu verbergen	Versuch, die Arbeitslosigkeit zu verbergen als Folge	4	Diffuse Zwischenphase, da nur als Übergangssituation angesehen (9,10,11,17)
13	7	Versuch den Eindruck zu erwecken, normal zu arbeiten		5	Wegen Arbeitslosigkeit ist freie Zeit nicht richtig nutzbar, werden Probleme verschoben (12,13,14,15,16)
14	8	Diese Versteckspiel belastet ein bisschen	Versuch, die Arbeitslosigkeit zu verbergen, belastet		

Tabelle 2: Resultat der strukturierenden Inhaltsanalyse

Var.-Label	Code+Ausprägung	Definition	Ankerbeispiele	Kodierregeln
Base 46	1 belastend	Beruflicher Bereich: Belastungseinschätzung Subjektive Einschätzung von Bedrohung, Herausforderung, Schaden, Verlust der Lebenssituation im beruflichen Bereich	„Der Beruf hat mir wirklich Spass gemacht; es ist schlimm, dass ich ihn jetzt nicht mehr ausüben kann“ „Ich habe Angst, dass ich nichts entsprechendes finden werde“	
	2 entlastend	Subjektive Einschätzung der Lebenssituation im beruflichen Bereich als positiv, günstig, wohltuend	„Als Lehrer an staatlichen bayerischen Schulen steht man so unter Aufsicht und Druck, dass ich froh bin, da erst mal raus zu sein“ „Die letzte Zeit war für mich so anstrengend, dass ich jetzt erstmal einen Nachholbedarf an Erholung habe“	
	3 ambivalent	Einzelne Faktoren bzw. Aspekte der Lebenssituation im beruflichen Bereich werden als belastend, andere als entlastend eingeschätzt	„Einerseits freue ich mich auf eine kleine Erholungspause, andererseits bin ich wirklich besorgt, wie es jetzt langfristig weitergehen soll“	Auch wenn Be- oder Entlastung überwiegt
	4 irrelevant	Die Lebenssituation im beruflichen Bereich hat keinen Einfluss (weder belastend noch entlastend) auf das subjektive Befinden)	„Mir ist der Beruf nicht so wichtig, Hauptsache ich habe genug Geld“ „Ich wollte sowieso raus aus dem Beruf und mich ganz um die Kinder kümmern; das ist mir viel wichtiger“	Wenn einzelne Be- und Entlastungsfaktoren genannt werden, die aber subjektiv als völlig bedeutungslos geschildert werden, darf auch ‘irrelevant’ kodiert werden

2.5 *Qualitative Inhaltsanalyse (Mühlfeld, Windolf, Lampert, Krüger)*

Die von Mühlfeld et al. entwickelte Auswertungsmethode entstand in einem Forschungsprojekt über arbeitslose Angestellte. Der *Gegenstandsbereich* waren die Strategien der Arbeitslosen, ihre Situation zu bewältigen, die Änderung politischer Einstellungen, familiärer Konflikte etc. (1981, 325). Intendiert war die „Herstellung einer Verarbeitungslogik" (ebd., 337). Die Befragungen wurden zu Beginn der Arbeitslosigkeit (100 Interviews) und ca. 6 Monate später ein zweites mal (35 Interviews) durchgeführt; die Transkriptionen umfaßten jeweils ca. 20 Seiten (ebd., 325).

Selbstverständnis bzgl. Erkenntnisinteresse. Anfangs standen inhaltliche und forschungspraktische Probleme des Projekts im Vordergrund. Methodische und methodologische Fragen der Auswertungstechnik ergaben sich im Laufe der Arbeit.

Als *Forschungstechnik* wurde ein Kompromiß gewählt, der sowohl der Originalität der Erzählung (vgl. narratives Interview) als auch dem methodischen Postulat der Vergleichbarkeit gerecht wird (ebd., 326). Weil Auswertungen theorie- und textgebunden sind, müssen jeweils inhaltlich (weniger formal) neue Konzepte entwickelt werden: Die Autoren bezweifeln, daß es in qualitativen Verfahren „*die* oder eine grundlegende methodologisch reine Technik geben wird" (ebd., 332). Auch die Auswertungsmethode sollte zwar der Originalität der Einzelinterviews Rechnung tragen, diesen also Raum lassen, sie aber zugleich im Interesse des Lesers, soweit dies ökonomisch zwingend schien, beschneiden (ebd., 326).

Zunächst wird der Text einer themenzentrierten Umstrukturierung unterzogen: „In einem ersten Arbeitsschritt wurden etwa 20 Interviews nach einem sehr allgemeinen Themenkatalog zerschnitten und die einzelnen Erzählabschnitte den jeweiligen Problembereichen zugeordnet (politische Einstellungen, Strategien am Arbeitsmarkt, familiäre Probleme etc.). Das Interview erhielt dadurch eine andere Ordnung als im Originaltext. Einzelne Textstellen, die sich als nicht relevant erwiesen, wurden gestrichen.[19] Aus den Themenbereichen wurden mehrere Items entwickelt, die die relevanten Aussagen aller Befragten zu bestimmten Problemkreisen abdecken. Nicht alle Arbeitslosen haben sich zu allen Problembereichen geäußert. Die Items enthalten die Informationen, die in 135 offenen Interviews insgesamt enthalten sind. Nachdem auf der Grundlage von 20 Interviews die Liste der Items fertiggestellt war, konnten wir mit den verbleibenden Interviews kürzer verfahren. Nach sorgfältiger Lektüre des ge-

19 Hierbei ist die Legitimität dieser „anderen Ordnung" und das zwar kontrollierbar gemachte, aber nicht weiter begründete Inkraftsetzen eigener Relevanzstrukturen fraglich.

samten Interviews wurde bei den entsprechenden Textstellen die Codiernummer vermerkt, die der Auswerter auf Grund *seiner Interpretation* dieser Aussage zuordnet. Da der Originaltext des Interviews erhalten bleibt, konnte diese Zuordnung jeweils überprüft und kontrolliert werden. Die Entwicklung der Items und die Zuordnung der Textstellen muß aber insgesamt als Interpretationsleistung des Auswerters gesehen werden" (ebd., 327). Die Codiernummern werden in eine Korrelationsmatrix übertragen, die nicht nur eine heuristische Funktion hat (Aufspüren von Beziehungen zwischen Problembereichen, Strategien etc.), sondern auch der Abstützung bzw. Widerlegung von Hypothesen dient (ebd.). Der Prozeß ist sechsstufig gegliedert.

1. Stufe: Beim ersten Durchlesen werden alle Textstellen markiert, die spontan ersichtlich Antworten auf die entsprechenden Fragen des Leitfadens sind. Diese Stufe gilt der Erkenntnis von objektiven, den Lebens- und Berufsweg kennzeichnenden, strukturierenden Fakten (Arbeitsstellenwechsel, Umschulung etc.) und ausgeprägter Verarbeitungsformen.

2. Stufe: Beim zweiten Durchlesen wird der Text in das Kategorienschema eingeordnet, wobei dieses zugleich erweitert wird. (Zerlegen in und Extraktion von Einzelinformationen.)

3. Stufe: Erneutes Durchlesen des Textes, mit Markierung und Notierung besonderer Textstellen, die den Prozeß der Verarbeitung der Arbeitslosigkeit charakterisieren, wobei bei Wiederholung/Ähnlichkeit einzelner Passagen die jeweils prägnanteste zu Grunde gelegt wird. Das Urteil „prägnant" setzt ein bestimmtes Vorverständnis voraus, wobei fraglich ist, wie dieses beschaffen ist und woher es rührt: Es wird von den Autoren zwar angedeutet, was man sich unter einem solchen „Verarbeitungstyp" vorstellen kann, aber der theoretische Hintergrund dieser Typologie wird nicht expliziert. So bleibt unklar, ob diese Typologie im Laufe der Untersuchung induktiv erarbeitet wurde oder ob sie auf andere Ansätze zurückgreift. In dieser Verfahrensstufe ist es wichtig, einander widersprechende Informationen nicht zu vernachlässigen, da nur so Hinweise auf die Konsistenz der subjektiven Verarbeitung gewonnen werden können. Die Möglichkeit, daß das mangelnde Konsistenzniveau der Informationen nicht aus der Widersprüchlichkeit der Untersuchten, sondern aus der der wissenschaftlichen Interpretation erfolgt, wird hier nicht in Betracht gezogen.

4. Stufe: Formulierung eines Textes, der den Prozeß der psychischen Verarbeitung darstellt.

5. Stufe: Erstellung der Auswertung mit Text und Intervieausschnitten (Schere und Klebstoff). Zugleich viertes Durchlesen der Transkription.

6. Stufe: Markierung des Auswertungstextes zur Präsentation, keine inhaltliche und interpretatorische Stufe mehr.

Da nicht die Rekonstruktion einer ganzen Lebensgeschichte, sondern „nur" bestimmte Fragestellungen zur Bearbeitung anstanden, mußte nicht jeder Satz der Transkription herangezogen werden. Es wurde aber auf eine größtmögliche Detailliertheit und Vielfalt der Beantwortung der Leitfragen Wert gelegt (ebd., 335). Das Verfahren soll ein mehrmaliges, genaues Durchlesen der Texte erzwingen (ebd., 336 ff.). Bleibt zu hoffen, daß damit wirklich Präzision und nicht Überdruß und Fahrigkeit erzeugt wird. Mangels Operationalisierungsanweisungen lassen sich nur rezeptive und manuelle, nicht kognitive Tätigkeiten routinisieren (ebd., 338).

Die *Absicherung der Interpretation* erstreben die Autoren im wesentlichen durch die Strukturierung des Interviews, d. h. die Erhebungsphase, die sie als hochgradig mit der intensiv durchstrukturierten und somit Kontrollmöglichkeiten eröffnenden Auswertungsphase verquickt auffassen (ebd., 329 ff.). Das bedeutet, daß an einem relativ frühen Zeitpunkt das theoretische Vorverständnis der Forscher gegenüber der sozialen Realität in Kraft gesetzt und in der Auswertungsphase kaum zur Disposition gestellt wird. Letztlich sei es sinnvoll, für einen Themenbereich verschiedene Meßinstrumente zu kombinieren.

2.6 Tiefenhermeneutik (Lorenzer)

Gegenstandsbereich. Lorenzer (1986, 14) unterscheidet die Untersuchungsgegenstände (Erzählungen) von den psychoanalytischen Erkenntnisgegenständen. Letztere sind die „szenischen Entwürfe", die „Interaktionsformen" der Analysanden (1977, 125). Während in der Therapie die Textproduktion mitgestaltet wird, liegt in der Analyse der Text fest; sein Autor ist unerreichbar; nur der Interpret ist veränderlich (1986, 17 f., 84). Lorenzer sucht „statt der objektiven Textbedeutung ... das subjektive Texterlebnis" (ebd., 19). Seine These ist, daß die „seelischen Vorgänge des Menschen", die Lebensentwürfe sich in Texten und sonstigen Kulturgebilden niederschlagen und daher daran zu studieren sind (ebd., 91). Tiefenhermeneutik zielt insofern auf die beschädigten Anteile der Persönlichkeit. Neben der Ausrichtung auf den lebenspraktisch-sozialen Sinn der Figuren ist ihr wichtigstes Merkmal die Enträtselung der unbewußten Bedeutung des Textes (ebd., 27). Gegenstände des Verfahrens können daher nur Texte mit konkurrierenden Sinngehalten sein: Ist der Widerspruch von latent/manifest bereits durch Explikation aufgehoben, so hat der

Text nur noch wenig „Biß“ (ebd., 32; vgl. auch ebd., 57). „Der Text muß den Rahmen einer diskursiv-denotativen Aussage überschreiten, er muß die Qualität szenisch-bildhafter Symbolik haben. Er soll zwar die eine Mitteilung eindeutig aussprechen; es darf das tiefere Motiv aber nicht ‚laut erörtert werden‘. Wie beim Traum ist auch hier das Unsagbare ins *Bild* zu fassen“ (ebd., 36).

Das szenische Verstehen lebenspraktischer Entwürfe setzt voraus, daß der Leser seine Betroffenheit „anerkennt“, als Interpretierender „nicht zurückschaudert“ und bereit ist, sein Bewußtsein zu verändern (ebd., 28). Dies deshalb, weil Texte eine inhaltlich bestimmte, überindividuelle, evtl. gesellschaftlich-kollektive, ja epochenübergreifende Provokation darstellen und so vermögen, die Erkenntnis des aus Praxisfiguren bestehenden Unbewußten zu befördern (ebd., 28). Die aus dieser Provokation resultierenden Irritationen sind deshalb lt. Lorenzer verallgemeinerbar, weil sich sowohl in den Texten wie in den Rezipienten die gleichen, d. h. allgemeine Dispositionen aufweisen lassen. Das Vorliegen allgemeiner Dispositionen in den Interpreten ist also die Bedingung dafür, daß sie in den kulturellen Objektivationen genau dieses Allgemeine (wieder-)erkennen können. Hieraus folgt m. E., daß der Gegenstandsbereich dieses Ansatzes insofern beschränkt ist, als daß Kultur nicht in allgemeinen Bestimmungen aufgeht: Woher sonst kämen und welchen Theoriestatus hätten eher individuelle, zufällige Engramme, die Lorenzer ja im folgenden (ebd., 46, 61f.) nicht leugnet. Deren vollständige Analyse würde nur dann nicht durch den Ansatz blockiert werden, wenn dieser eine gezielte Vermittlung von Einzelnem, Besonderem und Allgemeinem enthielte – was m. E. nicht der Fall ist. Diesem Problem entspringt die merkwürdige, sonst nicht verstehbare Eingrenzung auf die „vorzüglichen Werke“ (Hochkultur). Diese genügen einem emphatischen Kulturbegriff, da in ihnen allgemein-menschliche Bestimmungen bzw. Dispositionen vergegenständlicht sind. Sonst wären sie mit Lorenzers Ansatz nicht vollständig bearbeitbar. Da Lorenzer aber zwischen Untersuchungs- und Erkenntnisgegenstand unterscheidet, kann er auch kulturell weniger vorzügliche Gegenstände analysieren (1984, 185). Allerdings wird in diesem Fall z. B. eine Autobiographie nicht als individuelle Lebensauseinandersetzung analysiert, sondern nur als pointiert kollektives Problem, das nur dann fasziniert, wenn es kollektiv paradigmatisch ist (vgl. 1981, 172). Bedingung für die Verwendung von Lorenzers Ansatz ist daher nicht das Vorliegen von Hochkultur, sondern das von Allgemeinheit. Diese kann zwar durch jene gestiftet sein, muß es aber nicht. Die nähere Bestimmung des Gegenstandes leitet sich aus dem Erkenntnisinteresse ab.

Selbstverständnis bzgl. Erkenntnisinteresse. Lorenzer begreift Psychoanalyse als „Disziplin“ zwischen Biologie, Psychologie und Sozialwissenschaft. Würde sie auf eines dieser Pole reduziert, so verlöre sie ihr Widerspruchspotential.

Dem gilt es entgegenzuwirken. Gegen Psychologie behauptet sie das interpretierende Erleben, gegen diejenige Soziologie, die Subjektivität als Erscheinungsort objektiver Strukturen begreift, behauptet sie Subjektivität als Verhältnis von Natur und Geschlecht im Individuum (1986, 15). Psychoanalyse ist das Junktim zwischen Heilen und Forschen; psychoanalytische Literaturinterpretation hat nicht den Anspruch zu heilen, hat aber die Aufgabe, die in Texten niedergeschlagenen Leiden zu erkennen und darzustellen (ebd., 17). Diese sind die „sozialen Spannungen in der eigenen Brust" (ebd., 23). Lorenzer will mit Freud Leiden in Bilder heben, Unsagbares in eine Mitteilungsform binden (ebd., 24); er nimmt Partei gegen gesellschaftliche Zwänge und verlangt die Befreiung des Denkenkönnens (nicht des Machenkönnens, etwa bei Inzest oder Vatermord; ebd., 27). Er will das utopische Potential der „noch-nicht-bewußten" Praxisfiguren einer offenen Prüfung unterziehen und so gegen die „versteinerten Verhältnisse" richten (ebd., 28). Nicht das (wünschende) Verhältnis der Individuen zu Werten, sondern diese selbst werden problematisiert (ebd., 82). Die Hauptaufgabe der tiefenhermeneutischen Kulturanalyse ist die Aufklärung der Wirkung von kulturellen Symbolen/Symptomen auf den Leser (ebd., 86); intendiert ist die „Veränderung von Bewußtsein und Lebenspraxis" (ebd., 92). Therapeuten sollen sich von einer eigenständigen Kulturanalyse belehren lassen (ebd., 94).

Für Lorenzer gibt es keine freischwebend darstellbare *Forschungstechnik.* Diesbezügliche Aussagen lassen sich nur metahermeneutisch den konkreten Analysen abgewinnen (ebd., 7). Die innere Spannung des Textes ist die von latentem Inhalt und manifestem Textsinn. Um diese Spannung für Erkenntnisprozesse fruchtbar zu machen, lautet die Anweisung für die Interpretation: Der Text ist als Symbolgefüge zu respektieren; er ist als Vermittlung einander widerstrebender Impulse aus zwei eigenständigen Ordnungssystemen zu lesen (1986, 57). Die Erkenntnis nimmt ihren Ausgang nicht von abstrakten Theoremen, sondern vom Interpretandum, d. h. den Szenen des Textes (ebd., 64). Diese Szenen sind hier die kleinsten Einheiten des Forschungsprozesses. Hierin liegt ein wichtiger Unterschied zu Oevermann, der hierfür Sequenzen verwendet (s. d.). Lorenzers Begründung hierfür ist psychologisch: Nicht Sachen, sondern Szenen werden wahrgenommen (ebd., 42 f.). Für Oevermann muß die Analyse von Szenen durch die ihrer Sequenzen vermittelt sein.

Der Interpret trägt an die Textszenen seine szenischen Erwartungen heran und muß undistanziert in das Drama „einsteigen". „Das Verstehen gründet in der szenischen Anteilnahme. Oder anders formuliert: Aus der szenischen Anteilnahme erwächst das szenische Verstehen. Beides gelingt nur dann, wenn der Leser/Interpret seine eigenen Lebensentwürfe als ‚Vorannahme über das Erlebnis des anderen Menschen' einsetzt – um die Differenz im Spiel mit den

Situationsbildern abzubauen, und zwar so lange abzubauen, bis sich die Struktur der dargestellten Szenen von der eigenen Lebenserfahrung her buchstabieren und zusammenfügen läßt zu einer ‚szenischen Aussage'" (ebd., 62). Diese Differenz wird erfahrbar, indem der Leser sich Szene für Szene seiner eigenen Irritationen gewahr wird und durch die damit aufgespürten „Sprachrisse" hindurch verborgene Mitteilungen, utopisch verborgene Praxisentwürfe sichtbar machen kann (vgl. 1981, 180). Interpretationen sind also „zweibeinig": Hier das empathische Sich-Einlassen auf den Text (nicht vom Leben abstrahieren), dort das Streben nach systematisierter Theorie (1986, 63). Dieses sich Einlassen auf den Text im szenischen Verstehen verbietet die Absicherung durch objektivierende Methoden, da diese eh nur dafür taugen, „sich den Text vom Leibe zu halten" (ebd., 70). Die Ethnopsychoanalyse kann die Annäherung der Vorannahmen an eine fremde Lebenswelt durch unmittelbare, lebendige Teilnahme an der fremden Kultur erreichen, während eine psychoanalytisch-tiefenhermeneutische Kulturanalyse diese Begegnung nicht sinnlich-unmittelbar, sondern nur durch vermittelnde Anschauung, durch Texte herstellen kann (ebd., 68).

Während der Detektiv zielstrebig eine Fährte verfolgt, muß der Analytiker mit freischwebender Aufmerksamkeit arbeiten, denn er weiß „stets nur abstrakt, wonach er sucht" (ebd., 73); ein reflexiver Rezeptionsprozeß (Selbsterfahrung, Supervision) kann vor dem Abgleiten in bloße Deskription oder bloßes Katalogisieren (Subsumieren) schützen.

Problematisch an Lorenzers Methode ist insbesondere die *Absicherung der Interpretation.* „Sie bietet kein Beweisverfahren, sie kann nicht validieren bzw. falsifizieren, vermag keine allgemeinen Gesetzesaussagen zu bilden. Ihre Aussagen sind Formulierungen der lebensgeschichtlichen Besonderheit ihres Gegenstandes. Und wo ihre Erkenntnis das individuell-lebensgeschichtliche überschreitet (was sie allemal bei der Theoriebildung muß), formuliert sie Aussagen über Typen, die auch auf der abstraktesten Ebene noch die lebensgeschichtliche Ortsgebundenheit der Einheit von Analytiker und Analysand enthalten. Genau das macht die Stärke wie Schwäche der psychoanalytischen Erkenntnis gegenüber den experimental-psychologischen Aussagen aus, bestimmt ihre Andersartigkeit" (1977, 124; vgl. auch 1976, 170). Diese Aussage ist allerdings keine harte Selbstkritik, weil auch nicht-wissenschaftsimmanente Beweismöglichkeiten zugelassen werden: Die Wahrheit dieses Verfahrens zeigt sich in der Praxis (vgl. 1977, 170).

3. Fazit

Die Verfahren sind zwar einer systematisierten Beurteilung, nicht aber einem vollständigen Leistungsvergleich unterziehbar. Die Durchführung eines solchen Vergleichs, wenn er denn nicht völlig abstrakt sein soll, würde es nämlich erfordern, einen Gegenstand beispielhaft auszuwählen, diesen dann anhand bestimmter Fragestellungen durch unterschiedliche Verfahren auszuwerten und anschließend deren Ergebnisse sowohl untereinander (Fruchtbarkeit) wie – hierzu gibt ansatzweise die Sekundärliteratur Auskunft – hinsichtlich der Konsistenz, des notwendigen Arbeitsaufwandes etc. zu vergleichen. Ein solcher Test hätte allerlei Vorzüge, ist aber nicht möglich, da durch die unterschiedlichen Ansätze nicht nur unterschiedliche Forschungsfragen formuliert, sondern auch unterschiedliche Forschungsgegenstände konstituiert werden. Die für diesen Vergleich vorzunehmende Auswahl eines Forschungsgegenstandes und die Formulierung der Forschungsfragen hätte somit einen relevanten Einfluß auf das Testergebnis. Auf die bescheidenere Variante eines Vergleichs, nämlich die, in der lediglich die Methoden mit den ihnen zuzuordnenden Ergebnissen verglichen werden, wurde aufgrund der im 1. Abschnitt erläuterten Gründe verzichtet. Ein Vergleich kann an dieser Stelle daher nur schlaglichtartigen Charakter haben.

Eine wohlfundierte Theorie, wie sie für die Definition des Forschungsgegenstandes erforderlich ist (objektive und Tiefenhermeneutik; knapp, aber präzise Mühlfeld et al.), ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für hohe Validität (die natürlich nichtig ist, wenn sie ganz ohne Absicherung dasteht); ebenso verhält sich eine hochsystematisierte Forschungstechnik zur Reliabilität. Zwar ist eine theoretisch fundierte Definition des Forschungsgegenstandes noch keine Garantie für die theoretische Fundiertheit und Praktikabilität der Forschungstechnik und der Absicherung der Ergebnisse (wie im Fall der Tiefenhermeneutik), aber umgekehrt führen die elaboriertesten Forschungstechniken evtl. zu reliablen, nicht aber zu validen Ergebnissen, wenn die notwendige Definition, die Konzeption des Gegenstandes zu knapp ausfällt (klassifikatorisch-hermeneutische Inhaltsanalyse; qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring).

Das Verhältnis von Gegenstandsbestimmung und Forschungstechnik stellt sich auch über das Erkenntnisinteresse her. Dieses ist, wenngleich unterschiedlich ausführlich, bei allen hier besprochenen Verfahren dargestellt. Mathes und Mayring haben weniger inhaltliche als vielmehr methodische Interessen – was kein Defizit sein muß, aber evtl. insofern mit inhaltlichen Schwächen zusammenhängen kann, weil die Gefahr einer gegenstands- und haltlos werdenden

Verselbständigung des methodischen Anliegens steigt, wenn kein Interesse am Gegenstand, kein Engagement vorliegt. Andererseits scheint die Betonung methodischer Interessen dem formalen Niveau der Methode und damit der Reliabilität dienlich zu sein. Wenn dieser Zug vom Inhalt zur Form jedoch zu schwach ausgeprägt ist, dann hat das Folgen für die Forschungstechnik, wie bei Kracauer und Lorenzer, deren Verfahren nicht das Niveau der Reproduzierbarkeit hat (was bei Kracauer historisch begründbar sein mag; bei Lorenzer ist es beabsichtigt). Die Wahl der kleinsten Untersuchungseinheit ist sprach- bzw. interaktionstheoretisch (objektive Hermeneutik), wahrnehmungspsychologisch (Tiefenhermeneutik) oder gar nicht begründet.

Manche Verfahren öffnen den Blick für Latentes, sind also in entsprechenden Projekten (z. B. über Sexualität) relevant. Dem Interesse an Latentem widerspricht der Einsatz von stark formalisierten Verfahren, wie das klassifikatorisch-hermeneutische.

Am weitesten entwickelt, ohne bloß technisch und damit reduktionistisch zu sein, ist der Ansatz der objektiven Hermeneutik (wobei diese Nicht-Reduktion der Inhalte auch die des Arbeitsaufwandes bedeutet und damit forschungsökonomisch problematisch sein kann; vgl. Anmerkung Nr. 2). Alle anderen Verfahren nehmen eine textimmanente Sample-Konstruktion der näher zu untersuchenden Textpassagen vor, die zwar kontrollierbar ist und im einen oder anderen Fall auch begründbar sein mag. Wenn diese Begründung jedoch nicht geliefert wird, erscheint diese Strukturierung als recht unmittelbares, evtl. willkürliches Inkraftsetzen der Relevanzstrukturen der Wissenschaftler.

LITERATURVERZEICHNIS

ATTESLANDER, Peter (1974): Methoden der empirischen Sozialforschung, Walter de Gruyter, Berlin, New York.

BERELSON, Bernhard (1971): Content Analysis in Communication Research, Hafner Publishing Company, New York (Original 1952).

BULTHAUP, Peter (1973): Zur gesellschaftlichen Funktion der Naturwissenschaften, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

EHMER, Hermann K. (1971): Zur Metasprache der Werbung – Analyse einer DOORNKAAT-Reklame. In: Hermann K. EHMER (Hrsg.), Visuelle Kommunikation. Beiträge zur Kritik der Bewußtseinsindustrie, DuMont, Köln.

ENGLISCH, Felicitas (1991): Bildanalyse in strukturalhermeneutischer Einstellung. In: Detlef GARZ, Klaus KRAIMER (Hrsg.), Qualitativ-empirische Sozialforschung, Konzepte, Methoden, Analysen. Westdeutscher Verlag, Opladen.

HABERMAS, Jürgen (1973): Erkenntnis und Interesse. In: ders., Technik und Wissenschaft als „Ideologie", Suhrkamp, Frankfurt am Main.

HABERMAS, Jürgen (1985): Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik. In: ders., Zur Logik der Sozialwissenschaften, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

HERKNER, Werner (1974): Inhaltsanalyse. In: Jürgen van KOOLWIJK, Maria WIEKEN-MAYSER (Hrsg.): Techniken der empirischen Sozialforschung, 3. Band, S. 158–191, Oldenbourg, München Wien.

HOFFMANN-RIEM, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie – Der Datengewinn – In: KZfSS, Jg. 32, S. 339–372.

HONIG, Michael-Sebastian (1986): Zum Entwicklungsstand qualitativer Forschungsmethoden: Plädoyer für eine wissenschaftssoziologisch informierte Debatte. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, Heft 13, S. 115–119.

KLAUSS, Henning (1990): Zur Konstitution der Sinnlichkeit in der Wissenschaft. Eine soziologische Analyse der Wandlungen des Subjekt-Objekt-Verhältnisses, Dissertation, Daedalus, Rheda-Wiedenbrück.

KLINGEMANN, Hans-Dieter (Hrsg.) (1984): Computerunterstützte Inhaltsanalyse in der empirischen Sozialforschung, Campus, Frankfurt am Main, New York.

KÖCKEIS-STANGL, Eva (1980): Methoden der Sozialisationsforschung. In: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulrich (Hrsg.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Beltz, Weinheim, Basel, S. 321–370.

KRACAUER, Siegfried (1972): Für eine qualitative Inhaltsanalyse. In: Ästhetik und Kommunikation, Nr. 7, S. 53–58. (Original, 1952-1953).

KRACAUER, Siegfried (1974): Kino. Essays, Studien, Glossen zum Film, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

KRACAUER, Siegfried (1985): Theorie des Films. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

KÜCHLER, Manfred (1983): „Qualitative" Sozialforschung – Ein neuer Königsweg? In: Detlef GARZ, Klaus Kraimer (Hrsg.), Brauchen wir andere Forschungsmethoden? S. 9–30, Scriptor, Frankfurt am Main.

LAMNEK, Siegfried (1988): Qualitative Sozialforschung, Band 1 Methodologie, Psychologie Verlags Union, München und Weinheim.

LEITHÄUSER, Thomas; VOLMERG, Birgit (1981): Die Entwicklung einer empirischen Forschungsperspektive aus der Theorie des Alltagsbewußtseins. In: Thomas LEITHÄUSER, Birgit VOLMERG, Gunther SALJE, Ute VOLMERG, Bernhard WUTKA, Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewußtseins, S. 11–162, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

LORENZER, Alfred (1976): Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

LORENZER, Alfred (1977): Sprachspiel und Interaktionsformen, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

LORENZER, Alfred (1981): Möglichkeiten qualitativer Inhaltsanalysen: Tiefenhermeneutische Interpretation zwischen Ideologiekritik und Psychoanalyse. In: Das Argument 126, S. 170–180.

LORENZER, Alfred (1984): Das Konzil der Buchhalter, Fischer, Frankfurt am Main.

LORENZER, Alfred (1986): Tiefenhermeneutische Kulturanalyse, In: ders. (Hrsg.), Kultur-Analysen, S. 11–98, Fischer, Frankfurt am Main.

LÜDERS, Christian; REICHERTZ, Jo (1986): Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum – Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, Heft 12, S. 90–102.

LÜDERS, Christian, REICHERTZ, Jo (1987): Wider den Grundsatzstreit zur falschen Zeit. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, Heft 14, S. 102–105.

MATHES, Rainer (1988): „Quantitative" Analyse „qualitativ" erhobener Daten? Die hermeneutisch-klassifikatorische Inhaltsanalyse von Leitfadengesprächen. ZUMA-Nachrichten 23, S. 60–78.

MATHES, Rainer (1989): Die hermeneutisch-klassifikatorische Inhaltsanalyse. Vortrag auf dem Methodenworkshop „Quantitative und qualitative Methoden in der AIDS-Forschung", BGA (Berlin), 29.11. bis 1.12.89.

MAYRING, Philipp (1985): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Gerd JÜTTEMANN (Hrsg.), Qualitative Forschung in der Psychologie, S. 187-208, Beltz, Weinheim, Basel.

MAYRING, Philipp (1988): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Neuausgabe, Deutscher Studien Verlag, Weinheim.

MAYRING, Philipp (1990): Einführung in die qualitative Sozialforschung, Psychologie Verlags Union, München.

MÜHLFELD, Claus; WINDOLF, Paul; LAMPERT, Norbert; KRÜGER, Heidi (1981): Auswertungsprobleme offener Interviews. In: Soziale Welt 32, Heft 3, S. 325–352.

OEVERMANN, Ulrich (1986): Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. In: Stefan AUFENANGER, Margit LENSSEN, Handlung & Sinnstruktur, S. 19–83, Kindt, München.

OEVERMANN, Ulrich et al. (1976): Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion. Theoretische und methodologische Fragen der Sozialisationsforschung. In: Manfred AUWÄRTER, Edit KIRSCH, Manfred SCHRÖTER (Hrsg.), Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, S. 371–402, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

OEVERMANN, Ulrich et al. (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.) (1979), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, S. 352–434, Metzler, Stuttgart.

OEVERMANN, Ulrich; ALLERT, Tilman; KONAU, Elisabeth (1980): Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Feinanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. In: Thomas HEINZE/H. W. KLUSEMANN/H.-G. SOEFFNER (Hrsg.), Interpretationen einer Bildungsgeschichte, S. 15–69, paed. extra buchverlag, Bensheim.

OSTNER, Ilona (1982): Zur Vergleichbarkeit von Aussagen in lebensgeschichtlichen Interviews. In: Weibliche Biographie (= Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis), S. 61-75.

POPPER, Karl R. (1973): Logik der Forschung, Mohr, Tübingen.

RICOEUR, Paul (1986): Die lebendige Metapher, Wilhelm Fink, München.

RITSERT, Jürgen (1972): Vorbemerkungen zu Siegfried Kracauer "The Challenge of Qualitative Content Analysis". In: Ästhetik und Kommunikation, Nr. 7, S. 49–52.

SOEFFNER, Hans-Georg (1989): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

SPÖHRING, Walter (1989): Qualitative Sozialforschung, Teubner, Stuttgart.

VOLMERG, U. (1983): Validität im interpretativen Paradigma. Dargestellt an der Konstruktion qualitativer Erhebungsverfahren. In: P. ZEDLER, H. MOSER (Hrsg.) (1983), Aspekte qualitativer Sozialforschung. Studien zu Aktionsforschung, empirischer Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie, S. 124–143, Leske und Budrich, Opladen.

WITZEL, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen, Campus, Frankfurt am Main.